

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 6 (1912)

Heft: 6

Artikel: Kirchliche Parteien und kirchliche Wahlen : ein Vortrag vor den Basler Synodalwahlen

Autor: Wernle, P.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-132755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aber ein Mystiker ohne weltflüchtige Gesinnung. Die Welt des göttlichen Geistes und die Sinnenvelt liegen für ihn nicht in getrennten Regionen, sondern in jener ist diese enthalten. Darum dürfen wir uns von dieser nicht entfernen, wenn wir nach jener streben. Es ist ein vergangenes Stadium der Religion, wenn die Welt des Göttlichen hingestellt wurde „als ein solches, zu welchem es keinen stetigen Übergang gebe aus der sinnlichen Welt, sondern nur einen Übergang durch einen Sprung. Wir aber stellen sie hin als eine Welt des Sehens, wenn man nur sein inneres Auge zu einem Sehen bildet, und als eine solche, ohne welche die sinnliche Welt selbst gar nicht verstanden werden kanu. In jener Religionstheorie war die geistige Welt fremd der sinnlichen und von ihr durch eine Kluft geschieden; nur zuweilen, wie durch eine Ausnahme, brach sie herein in die sinnliche. Nach unserer Theorie ist sie schlechthin und ist das einzige Sein, das da ist, ohne welches das sinnliche, als sein bloßer bildlicher Reflex, gar nicht zu sein vermöchte, und wir selbst sind sie in der Wurzel unsers Seins und können sie werden jeden Augenblick, den wir nur wollen.“

Die Überwindung der platonisierenden Zwei-Welten-Lehre ist als lebendige Praxis aufs innigste verknüpft mit den wertvollsten Tendenzen der gegenwärtigen Zeit. So weit die Menschen nun ihr Genüge darin finden, zu handeln, werden sie keinen sonderlichen Trieb verspüren, sich um Fichtes Wissenschaftslehre zu bemühen. Wo aber das Bedürfnis erwacht, sich Rechenschaft von dem zu geben, was man tut, wird es unvermeidlich sein, daß die philosophische Arbeit sich hinwendet zu dem Großen, der die Idealität des Reellen zu begreifen vermöcht hat.

Fritz Medicus.

Kirchliche Parteien und kirchliche Wahlen.

(Ein Vortrag vor den Basler Synodalwahlen.)

Wenn wir heute miteinander von kirchlichen Wahlen reden, kann mancher von uns in sich selbst eine Stimme hören, die ihm zuruft: was gehen mich kirchliche Wahlen und überhaupt kirchliche Einrichtungen an? „Mir ist es in der Religion um etwas ganz Persönliches zu tun, darum, ob Gott mein Gott ist, die Kraft und Seligkeit meiner Seele. Und hinter und über diesem Persönlichen erhebt sich etwas viel Größeres als Kirche und kirchliche Institutionen, das Reich Gottes, neben dessen Größe und Herrlichkeit alles Kirchenwesen klein erscheint.“ Man darf sich aber durch solche Stimmen nicht bestechen lassen. Wir sollten es heute allmählich gelernt haben, daß echte persönliche Religion zur Gemeinschaftlichkeit treibt und Gemeinschaftlichkeit auf die Dauer nicht bestehen kann ohne Formen und Organisation. In einer Zeit, da alles sich organisiert, sollte dies von

der Kirche nicht erst gesagt werden müssen. Und das Reich Gottes ist die Kirche freilich nicht und wird nie mit ihm zusammenfallen, aber jede kirchliche Gemeinschaft, welche die Menschen zu Gott führen und mit Gott und mit den Brüdern verbinden will, arbeitet damit auf das Reich Gottes hin. Für mich ist die Mitarbeit an der Kirche einfach eine Pflicht persönlicher Dankbarkeit. Gewiß, es gibt gegenwärtig viel frommes Leben außerhalb der Kirche, das der Kirche wenig oder nichts zu verdanken hat. Ich kann mich daran freuen. Aber das religiöse Leben, das ich empfangen habe, habe ich am allermeisten von Menschen bekommen, die in der kirchlichen Gemeinschaft standen und ihr eigenes Leben mit Gott in der kirchlichen Gemeinschaft nährten und festigten. So werden es mit mir noch Tausende bekennen müssen. Wenn das aber Tatsache ist, dann kann uns diese kirchliche Gemeinschaft nicht gleichgültig sein, dann müssen wir aktiv an ihr teilnehmen und ernst machen mit unsren kirchlichen Rechten und Pflichten. Unter allen Standpunkten ist dann einer für uns ausgeschlossen: der Standpunkt des bloßen Betrachters, Kritikers und Nörgelers, der in scheinbarer Ruhe draußen steht und alle kirchliche Arbeit belächelt und begiftelt. Es ist der Standpunkt absoluter Unfruchtbarkeit, entsprungen bei den meisten aus Bequemlichkeit und Feigheit. Es ist viel bequemer zuzusehen und zu kritisieren als mitzuarbeiten auf die Gefahr hin, daß man auch Fehler begeht. Wer mit der Kirche und dem, was in ihr vorgeht, unzufrieden ist, gerade der soll mitarbeiten, damit es besser werde und seine Einsicht und Kraft der Kirche zu gute komme. Mit dieser Gesinnung wollen wir an unsere kirchliche Lage und die nächsten kirchlichen Aufgaben herantreten, nicht als Leute, die in der Kirche etwas gewinnen oder erobern wollen, sondern als Leute, die ihre Pflicht tun wollen und es für feige und bequem halten, einfach beobachtend und schimpfend im Winkel zu sitzen.

Wer sich in Basel am kirchlichen Leben beteiligen will, der stößt alsbald auf die beiden großen historischen Parteien, die Positiven und Reformer, die sich hier das Feld streitig machen und jeden reformierten Basler auf der einen oder der andern Seite Stellung nehmen heißen. Was wollen diese beiden Parteien? Was trennt sie von einander? Davon möchten wir hier reden, unvollständig und skizzenhaft, selbstverständlich, aber doch ohne Gehässigkeit, mit dem Wunsch, jede von ihnen zu verstehen und ihrer Eigenart gerecht zu werden; das ist doch der einzige Weg, der uns vorwärts führen kann.

Wir gehen zuerst um 30 oder 40 Jahre zurück in die Zeit des ersten und heftigsten Parteikampfs, da die ersten Reformpfarrer nach Basel kamen und die Reformrichtung sich das Existenzrecht mühsam in der Basler Kirche erringen mußte. Nachher werden wir fragen, wie es heute um den Parteigegensatz steht.

Es war kein einfacher Gegensatz, der vor 40 Jahren die beiden Parteien trennte. Im Vordergrund stand der Gegensatz zweier Glau-

ben zuweisen. Denn wenn schon die Positiven ihre reformerischen Gegner kurzweg „ungläubig“ schalteten, es war Glaube hüben und drüben, nur ein Glaube auf verschiedenem Fundament und mit verschiedenem Gehalt. Für die Positiven war das Gesetz des rechten Glaubens im altheiligen unfehlbaren Bibelwort enthalten; das „Es steht geschrieben“ war hier die Lösung, einerlei ob es dem menschlichen Verstand und der modernen Wissenschaft einleuchtet oder nicht. Der positive Glaube war ganz und gar Bibelglaube. In der Bibel stand ihm Jesus Christus im Mittelpunkt und an Jesus Christus waren den Positiven vornehmlich drei Dinge am wichtigsten: die Wunder, an denen man seine Gottheit erkennt, der blutige Versöhnungstod als einziges Rettungsmittel für verlorene Sünder und der Himmel, in den Jesus aufstieg und zu dem er die Gläubigen führen will. Der Glaube an den Wunderchristus, den Versöhnner, den Retter zum Himmel war Kern und Stern des positiven Christentums.

Dem trat der Glaube der Reformer in allen Punkten gegenüber. Ein Glaube, frei von der Autorität des Dogmas und der Bibel, dafür im Einklang mit der ganzen modernen Wissenschaft, mit all den neuen Wahrheitserkenntnissen, die Naturwissenschaft, Philosophie, Geschichtskritik uns zu Tage gefördert haben, also ein moderner, ein wissenschaftlicher Glaube. Hieß es dort: hie Wort Gottes! so hier: hie moderne Wissenschaft! Diese moderne Wissenschaft aber anerkennt kein Wunder, sondern verehrt überall Ordnung und Gesetz, gesetzmäßig aufsteigende Entwicklung. So kam hier das Schlagwort auf: Christentum ohne Wunder, Glaube an den Gott der Naturgesetze, Christentum im Einklang mit der modernen kopernikanischen Weltanschauung. Mit dem Wundergott verschwand auch der Gott, der durch das blutige Opfer auf Golgotha versöhnt worden ist, und verschwand oder trat doch sehr stark in den Hintergrund der Jenseitsglaube. Das Diesseits zeigte überall unendliche Aufgaben für die Erkenntnis, wie für die sittliche Arbeit; im Diesseits Gott zu erkennen und ihm zu dienen erschien als der Kern moderner christlicher Frömmigkeit.

Zu diesem Unterschied des Glaubens trat dann aber ein Unterschied der Lebensauffassung hinzu. Ein großer Teil der Positiven, nicht alle, bekannte sich zu der pessimistischen Lebensauffassung des Pietismus. Hier teilte man die Menschen in zwei Klassen, die Frommen und die Welt, und sah das Kennzeichen des ernsten Christentums im scharfen Gegensatz zur Welt und zum Weltleben. Ein rechter Christ ist vor allem anders als ein Weltkind, er macht eine Menge weltlicher Vergnügen nicht mit und schließt sich gern zusammen mit ernsten Glaubensgenossen, die wie er der Welt entronnen sind. Die Welt ist höchstens Gegenstand der christlichen Mission, es gilt möglichst viel verlorene Weltkinder aus ihr heraus in den Himmel zu retten. Man glaubte dabei, daß es in der Welt draußen nur schlimmer werden könne, daß das Böse sich steigere und steigere, bis am jüngsten

Tag der Herr Jesus vom Himmel herabkomme und den ungläubigen Sündern das Gericht, den Gläubigen die ewige Seligkeit bringe.

Gerade die entgegengesetzte Stimmung treffen wir auf der andern Seite, bei den Reformern an. Hier heißt die Parole nicht Gegensatz von Christentum und Welt, sondern Versöhnung von Christentum und Weltkultur. Christentum und Welt, Heiliges und Natürliches sind für einander bestimmt und sollen sich gegenseitig durchdringen. Die Welt ist Gottes und so soll das Christentum möglichst weltlich, weltförmig sein, nichts Menschliches darf ihm fremd sein. So blickt der Reformer, recht im Gegensatz zu dem Pessimismus des Pietisten mit einem reinen Optimismus der Zukunft entgegen. Es kann nur immer besser und schöner werden auf Erden, die Kultur steigt aufwärts, die Menschheit geht immer größerer Vollkommenheit und größerem Glück entgegen. Das Reich Gottes wird hier nicht vom Jenseits her und aus den Wolken des Himmels erwartet, es kommt vielmehr im natürlichen und gesetzmäßigen Aufstieg der Kultur, im Fortschritt der Wissenschaften, der Künste, der Technik und Industrie, und daran kräftig mitzuarbeiten und darin Gott zu dienen, ist Aufgabe eines modernen Christen. Den Notständen und Uebeln, die dem Fortschritt der Menschheit noch im Wege stehen, gilt es, durch Werke der Menschenliebe und Gemeinnützigkeit zu steuern, nicht in erster Linie, um Seelen vor der Hölle in den Himmel zu retten, sondern um das Gottesreich auf der Erde in seinem natürlichen Wachstum zu unterstützen.

Aber nun trat noch ein dritter Gegensatz der beiden Parteien hinzu, der besonders dazu beitrug, den Kampf zu vergiften, der politische Gegensatz. Der kirchliche Freisinn ist bei uns in Basel mit und durch den politischen Freisinn zur Macht gekommen; positiv und politisch konservativ, reformerisch und freisinnig hat eine Zeit lang fast dasselbe bedeutet. Zwei Basel lagen miteinander im Kampf, das alte Basel, berühmt durch seine strenge kirchliche Sitte, seine pietistische Liebestätigkeit, seine konservative Politik, welche für die Erhaltung der bestehenden Institutionen, auch der kirchlichen, ängstlich besorgt war, und das neue Basel, eine kleine Gruppe politisch freisinniger Basler Bürger, unterstützt durch die große Menge freisinniger Schweizer aus der Mittel- und Ostschweiz, die damals das alte Basel eroberten und zu einer neuen Stadt mit einer starken freisinnigen Mehrheitspartei umschufen. Es war im Zusammenhang mit diesen politischen Kämpfen, es war bei der Eroberung Basels durch die niedergelassenen Schweizer, daß die ersten Reformpfarrer von der Ostschweiz nach Basel kamen. Der Reform haftete seitdem in den Augen des alten echten Baslers immer das Merkmal eines aus der Fremde eingedrungenen Imports an, und das hat die kirchlichen Kämpfe bei uns so bitter gemacht. Es war aber doch auch hier letztlich ein tieferer innerer Gegensatz: auf der einen Seite der Konservatismus auch in der Religion, ängstlich sich klammernd an das Bestehende, das man kennt und dessen

Wert man erprobt hat, voll Mißtrauen gegen den Zeitgeist mit seiner Reformwut, überzeugt, daß jede Aenderung, besonders jede größere Demokratisierung und Vulgarisierung der ernsten christlichen Religion nur schaden, sie nur mit Weltgeist infizieren könne, auf der andern Seite der Fortschrittsglaube und Zukunftsoptimismus, voll Vertrauen zu Welt und Menschheit, bereit, in jeder Neuerung ohne weiteres das Gute, im Festhalten am Alten das Beschränkte und Törichte zu sehen. Derart hüben wie drüben ein Gegensatz der Gesinnung und im weitern Sinn der Religion.

Aber, so werden Sie längst erstaunt sich fragen: hat denn dies Basel der 70er Jahre wirklich nur diesen schroffen Gegensatz, dieses extreme Entweder—Oder gekannt? Und sind denn in dem Geschil- derten lauter Elemente, die sich ausschließen, nicht auch eine Menge solcher, die recht eigentlich nach einer Verknüpfung schreien? Warum sollte der Glaube an den Gott der Ordnung und Gesetzmäßigkeit nicht zusammenbestehen können mit dem Glauben an Jesus und der freudigen Anerkennung, daß uns Gott in ihm das Größte und Wertvollste gibt? Und warum sollte eine volle Weltoffenheit und Klarheit über unsere Diesseitsaufgaben sich nicht vertragen mit der Empfindung des Gegensatzes von Weltgeist und Gottesgeist, der Anerkennung eines höheren Lebens über dem Weltleben und der Hoffnung auf die Ewigkeit? So empfinden nicht erst wir Heutigen, so hat eine große Gruppe unabhängiger Basler in den 70er Jahren empfunden, die es nicht über sich brachten, auf der einen Seite lauter Licht, auf der andern lauter Finsternis zu sehen, die auf beiden Seiten Berechtigtes und Gesundes anerkannten und in sich zu verbinden suchten. Bei den ersten Synodalwahlen der umgestalteten Basler Kirche 1874 hat sogar diese Gruppe der sog. kirchlichen Gesellschaft auf ihre Liste die Mehrheit der Wähler vereinigt. Aber in den paar folgenden Jahren stieg bei uns die Leidenschaft des Parteikampfs zu einer solchen Siedehitze, daß schon bei den nächsten Wahlen 1877 bloß noch der Schlachtruf: Hie Positive, hie Reformer! Anklang fand und von den sog. Vermittlern nicht einmal versucht wurde, eine eigene unabhängige Liste aufzustellen. Man hat damals diesen Vermittlern vorgeworfen, sie hätten zu sehr nach rechts vermittelt und sich zum Teil in das Lager der strenggläubigen Partei treiben lassen. Wenn das der Fall war, so trug dazu vor allem die Art und Weise bei, wie von reformischer Seite mit roher Demagogie der Kampf geführt wurde. Genug, es kam die Zeit, da in Basel nur noch für ein Entweder—Oder Raum war, da wir eigentlich keine Basler Kirche, sondern an ihrer Stelle zwei Parteikirchen hatten. Man wird darin eine gewisse historische Notwendigkeit erkennen müssen. Kein Mensch kann sicher sagen, daß die volle Freiheit des kirchlichen Lebens, die wir heute in Basel haben, anders als durch diesen erbitterten Parteikampf zustande kommen konnte. Aber das zugegeben, die Kehrseite davon war, daß das kirchliche Gemeingefühl bei uns so gut wie unterging, und daß

die Art, wie auf beiden Seiten gekämpft wurde, ein Hohn war auf jegliche Bruderliebe. Jede Partei hatte ihre Augen auf das Schlechte der Gegenpartei gerichtet, und die zwei Kirchenvölker lebten unter einem Dach beisammen, als gingen sie sich innerlich nicht das geringste an. Aber Sie werden mir sagen: zu lange schon habe ich mich bei der Vergangenheit aufgehalten; wie steht es heute?

Unzweifelhaft hat sich manches im Basler Parteiwesen geändert, am deutlichsten auf der positiven Seite. Die gegenwärtige positive Partei ist eine andere, als sie vor 30 Jahren war. Sie zählt zwar immer einige „gläubige“ Theologen alten Schlags zu den Ihren, und diese Extremen geben für viele positive Laien den Ton an. Man kann die alten lieblosen und unverständigen Einteilungen der Menschen in die Gläubigen und die Ungläubigen immer noch hören. Ebenso wahr ist aber, daß sie sehr viel weitherzige und innerlich freie Anhänger hat, und daß sie als Ganzes immer stärker davon abgekommen ist, ihre Leute auf ein bestimmtes Glaubensbekenntnis zu verpflichten. Für den positiven Laien besteht eine geradezu unbegrenzte Freiheit, und der positive Pfarrer darf ein durchaus undogmatisches praktisches Christentum predigen, wenn man ihm nur anmerkt, daß es ihm Ernst ist, und daß Jesus Christus für ihn wirklich im Mittelpunkt steht. Das ist ein ganz gewaltiger Unterschied gegenüber früher. Die Glaubensinhalte mögen vielfach dieselben geblieben sein, gewichen aber ist der Glaubenszwang und die Hochschätzung bestimmter bekenntnismäßiger Formulierungen als Merkmale wahrer Christlichkeit. Auch die enge Verbindung positiver Kirchlichkeit und konservativer Politik gilt längst nicht mehr für alle Positiven. Das heutige Basel kennt einzelne positive Pfarrer, welche die Arbeiterinteressen in ihrem Beruf voranzstellen, mit Freuden mit Sozialdemokraten zusammen arbeiten und vom Evangelium aus den Weg zum Sozialismus hinüber finden. Ich glaube, wir sollen das anerkennen und uns daran freuen.

Sicher hat sich auch auf der freisinnigen Seite manches geändert, nur ist es hier weniger greifbar und von freisinniger Seite selbst viel weniger zugestanden. Die Hauptveränderung wird im stärkeren Betonen der Positionen gegenüber den Negationen liegen. Es kam die Stunde — und zwar sehr früh, schon in den 70er Jahren — da der kirchliche Freisinn sich genötigt sah, sich der Angriffe von der linken Seite zu erwehren, weil man ihn der Halbheit und Schwächlichkeit beschuldigte, als fehle ihm der Mut, sich des Christentums, das er verdünnt und aufgelöst habe, gerade ganz zu entledigen. Bei solchen Gelegenheiten mußten auch manche Positive, denen der Reformer nur immer als der Ungläubige erschienen war, mit Staunen sehen, was für ein strammer und entschlossener Glaube doch auf dieser Seite lebt und sich zu wehren weiß. Aber deshalb von einer Umwandlung der Reform zu reden, verbietet sie selbst. Es muß einem bei dem gegenwärtigen Wahlkampf auffallen, wie die freisinnigen

Führer stets ihren alten Meistern Treue schwören und Wandervorträge für ihre alten Heiligen veranstalten. Zu allem und jedem, was als neu unter uns auftritt, hört man von ihrer Seite: das haben wir längst auch gesagt. In freisinnigen Blättern wird gelegentlich mit Freuden konstatiert, wie die Positiven sich geändert haben, freier und weitherziger denken und zwar unter dem Einfluß der Reform, aber noch nirgends habe ich gelesen, daß auch sie selbst gestehen, gelernt zu haben und vielfach anders geworden zu sein. Zum Teil kommt dies daher, daß ja der kirchliche Freisinn von Anfang an für größere Freiheit und Weite in den Glaubensgedanken eintrat und sich vorbehält, mit der fortschreitenden Wissenschaft immer vorwärts zu gehen; man braucht folglich als Freisinniger an kein Dogma, auch kein modernes, gebunden zu sein und kann seine Erkenntnis wechseln, ohne Abfall vom fortschrittlichen Prinzip. Allein gerade von diesem beständigen Fortschreiten, Umlernen, Offensein für jede Wandelung der Zeit können Außenstehende nicht so viel verspüren, sie haben vielmehr den Eindruck eines starken Beharrens auf den einmal ergriffenen Positionen, einer erstaunlichen Kontinuität und eines starken Konservativismus. Die ganze Stimmung ist hier keine wesentlich andere als in den 70er und 80er Jahren, immer dieselbe Kulturbegierde, Diesseitsliebe, Freude an der Aufklärung, am politischen Fortschritt. Ich rechne es auch zu diesem Alten und Gleichgebliebenen, daß jeweilen bei den kirchlichen Wahlen und Kämpfen auf einmal die soziale Trommel gerührt wird und die freisinnigen Führer den unkirchlichen Arbeitern in die Arme fallen. Es ist immer so gewesen, wenn es galt, gegen rechts einen Vorstoß zu machen, zu dem man sich selbst zu schwach fühlte, mit der Bundesgenossenschaft der Arbeiter aber stark genug. Für die religiöse und politische Haltung der Reformpartei als Ganzes bedeutet ein solches Manöver gar nichts, im wesentlichen bleibt es doch bei der braven Bürgerlichkeit und bürgerlichen Freisinnigkeit, und man ist vom Sozialismus kaum weniger weit entfernt als die Mehrzahl der Positiven. Das deutlichste Zeichen aber, wie merkwürdig konservativ unsere Basler Reformer geworden sind, gibt uns die Art, wie sie eben jetzt mit der deutschen Kirchenpolitik bei uns in Basel Propaganda machen. Unsere Basler Positiven sind ihnen offenbar zu harmlos, mit dem Fanatismus und der Intoleranz derselben können sie nicht gut Propaganda machen und ihre indifferennten Wähler aufrütteln. Nun führen sie den Baslern alle Unduldsamkeiten und Torheiten der preußischen Kirche vor, sie stellen ihnen die sogenannte „Reformationskirche“ in ganzer Schwärze vor Augen, erklären ihnen: seht, so schlimm sind die — preußischen — Positiven, damit der Basler das Gruseln vor den hiesigen Positiven bekommt und ja getreu freisinnig stimmt. Und das ist nicht zufällig so und erklärt sich auch nicht aus einem bloßen Wahlmanöver, sondern es kommt darin die wirkliche innere Verwandtschaft der Basler Reform mit dem deutschen Liberalismus zum Ausdruck; man lebt hier wie dort

vom gleichen Gegensatz, von den gleichen Schlagworten, von der gleichen Freude am Kampf gegen die sog. Frommen und Gläubigen, das nenne ich aber eben konservativ, ein zähes Festhalten der Stimmung der 70er Jahre, ungeachtet wir selbst in total andern kirchlichen Verhältnissen stehen. Am liebsten hätte man eigentlich diesen Kampf verewigt, weil dann der Agitationsstoff immer da wäre, den nun einmal eine gewisse Art Liberalismus braucht, um nicht an der Indifferenz der Laien unterzugehen. Darum glaube ich, tut man unserer Reform kein Unrecht, wenn man sagt, daß sie sich im Ganzen viel mehr gleich geblieben sei als die positive Partei.

Aber ob nun die eine Partei sich mehr, die andere sich weniger geändert hat, geblieben ist von der früheren Zeit her auf beiden Seiten der Parteigegensatz mit so vielem Unwahren und Unlauteren, das er mit sich bringt. Nachdem sich die beiden Parteien einmal gebildet haben unter harten historischen Notwendigkeiten, kanonisieren sie sich, erklären sich für die Ewigkeit bestimmt als die einzigen wahren Formen kirchlichen Lebens. Das trifft auch für die positive Partei zu, soweit sie noch Partei geblieben ist. Ein rechter positiver Pfarrer darf mit seinem Kollegen von der Reform keine Abendmahlsgemeinschaft halten; solange dies Tatsache ist, soll sich niemand des großen Fortschritts rühmen. Immer wieder kann man von positiver Seite das Urteil hören: er ist doch kein Reformer. Sonst verzeiht man viel, diese Sünde scheint unverzeihlich. Grundsätzlich ist man doch nicht davon abgekommen, daß ein rechter Christ die und die Säze glauben muß. Man fragt nicht, ob man Gott erlebt hat, ob Jesus einem persönlich das geworden ist, was man von ihm bekennt, sondern man freut sich, sobald man den Titel Gottes Sohn hört und sobald einer die biblische Sprache redet. Ich weiß wohl, wie viele ernste positive Christen über dies Richten der „Gläubigkeit“ hinaus gekommen sind, aber die Partei als solche ist nicht darüber hinausgekommen, sie arbeitet doch auch an der Erhaltung dieser dogmatischen Maßstäbe und Urteile. Und die positive Partei lebt doch in ihren Vereinen und Versammlungen wie ein abgesondertes Kirchenvolk, das mit dem andern Kirchenvolk keine Verbindung hat und auch keine begehrt. Man ist ja im Besitz der rechten Gläubigkeit, die den andern fehlt, da muß man viel Rücksicht und Geduld tragen gegen die Engen und Aengstlichen im eigenen Kreis, aber man hat wenig Verständnis für solche, die durch ihr Gewissen auf andere Wege geführt sind. Eben dieselbe Abgeschlossenheit ist aber auf der freisinnigen Seite kaum weniger vorhanden, im Gegenteil. Hier konserviert man die Parteiorganisationen mit noch viel mehr Eifer und Sorgfalt, ja man fängt hier an, aus den Parteiorganisationen einen Selbstzweck zu machen. Hieß es früher: der Parteiverein muß da sein, damit der Pfarrer an ihm eine Hilfe hat, so kann man jetzt umgekehrt hören: der Reformpfarrer muß da sein, weil doch jemand die Parteiorganisationen besorgen muß. Es ist so gekommen, wie es Ragaz in seiner

Predigt: Gottesdienst und Parteidienst schildert: die Partei, die ursprünglich nur Mittel war, wird selbst der Zweck. Gibt es etwas Kläglicheres, als wenn wir beobachten, wie ein Reformpfarrer ängstlich darüber wacht, daß in seiner Abwesenheit oder bei seinem Wegang aus der Gemeinde ja keine seiner Funktionen an einen Nicht-Reformpfarrer gelangt, damit auch nicht ein einziges Schäflein seiner Herde verloren gehe? Sind nicht bei uns in Basel Konkurrenzorganisationen auf dem Gebiet der Liebestätigkeit gegründet worden infolge der Ausschließlichkeit einzelner Reformer, die lieber getrennt als mit den Positiven zusammen arbeiten wollten? Was gab den letzten Pfarrwahlen reformerischerseits den Ausschlag, wenn nicht die Parteitüchtigkeit, das Geschick, Reformvereine zu gründen und das Parteibewußtsein unter den Laien zu stärken? Das Parteibewußtsein ist eben jetzt unter uns geradezu von erfinderischer Kraft geworden. Nicht nur die Fälle Fatho und Traub, sondern selbst die Katastrophe der „Titanic“ muß die Gleichgültigen in Basel alarmieren, damit sie der freisinnigen Liste stimmen. Um meisten neuerdings der Sozialismus. Mir fällt nicht ein, zu bestreiten, daß die Reform Männer mit hervorragendem sozialem Verständnis und wahrer sozialer Liebe zu den Ihrigen von jeher gezählt hat, nur ist das kein Privileg der Reform, das ist gottlob auch von der positiven Partei zu sagen, und darin sehen wir gerade ein Anzeichen, daß neue, die Parteien durchbrechende und die Einzelnen von hüben und drüben verbindende Aufgaben unter uns aufgetreten sind. Aber was in aller Welt geht denn der Sozialismus die Reformpartei als solche an? Was ist denn der ganze Zweck dieses von der Reform mit solchem Jubel begrüßten Bündnisses der sozialdemokratischen Kirchgenossen mit den Reformern anders als einfache Schwächung der positiven Partei in den Behörden und Erzielung einer Mehrheit für die Reformpartei? Dazu sind die Arbeiter nun gerade gut genug, darum kommt man ihnen so human entgegen und setzt ein paar Leute von ihnen auf die eigene Liste, damit sie sich aus egoistischen Gründen genötigt sehen, den Reformern zu stimmen. Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als daß unter den Arbeitern wieder ein Verlangen nach Gott und ein Verständnis für Gottes Sache erwache; das scheint mir das Ziel, auf das hinzuwirken jeder ernste Christ verpflichtet ist. Ist dann einmal religiöses Leben in ihnen erwacht, so wird wohl auch die kirchliche Gleichgültigkeit bei ihnen schwinden, wenn sie die Zusammengehörigkeit ihrer Bestrebungen mit christlichem Brudersinn und Gemeinschaftssinn erkannt haben. Aber das mag das letzte sein, darum handelt es sich zunächst gar nicht. Welcher Partei sie sich dann einmal anschließen mögen, lieber Himmel, was liegt daran, wie einerlei ist das! Aber hier erleben wir nun, daß die Arbeiter zuerst und vor allem für die Kirche, nein für die Partei, ausschließlich für die Partei gewonnen werden sollen, als hätte das mit Gott und seiner Sache irgend etwas zu schaffen. Das ist's, was ein ernster Mensch so schwer fassen kann. Er muß diese Ver-

mischung von Gott und Partei als etwas Empörendes empfinden, als eine wahre Gottlosigkeit. Ihm hat Ragaz aus der Seele geredet, wenn er in der zitierten Predigt sagt: „Ich kann wohl versuchen, Menschen für das Reich Gottes zu gewinnen, aber die Zumutung, sie für eine Partei zu gewinnen, empfinde ich als Aufforderung zum Abfall von Gott.“ Man scheint hier ganz den Sinn verloren zu haben für das, worum es sich in der Religion handelt. Das Machtstreben hat alle andern Gefühle und Rücksichten in den Hintergrund gedrängt. Das heißt allerdings Parteidienst im Gegensatz zum Gottesdienst. Wenn es aber so unter uns steht, wollen wir von den Wandlungen in unsrer kirchlichen Parteien nicht viel Worte machen, im Grunde ist man auf beiden Seiten gut konservativ und auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtet. Jeder positive Pfarrer muß selbstverständlich durch einen positiven, jeder Reformer durch einen Reformer ersekt werden und zwar womöglich bis zum jüngsten Tag, da es doch keiner der Parteien gelingen will, sich allein zu behaupten.

Dieser Lage unseres kirchlichen Lebens stellen wir nun die persönlichen Erfahrungen vieler Einzerner gegenüber und die ganze neue Lage der Gegenwart. Wie vieles hat sich in Wirklichkeit geändert!

Da sind einmal manche Ausländer, die zu uns nach Basel kommen, nicht nur aus dem kirchlich ganz abnormalen Preußen, sondern auch aus solchen deutschen Gegenden, wo man in kirchlichem Frieden lebt. Ragaz berichtet in seiner Predigt, wie er oft von solchen den Ausspruch gehört habe: ich wußte nicht, daß hier zwei Religionen sind. Was gehen sie unsre veralteten Parteidienstfänge an! Warum sollen nun auch sie sich in ein Parteichristentum einschachteln lassen? Da sind eine Menge ehemaliger Positiver, — ich selbst gehöre zu ihnen — die es in der positiven Partei nicht ausgehalten haben. Wir werden nie vergessen, was wir dem positivem Christentum verdanken für unser ganzes Leben, und schon aus diesem Grunde ist es für uns unmöglich, uns einfach der Gegenpartei anzuschließen. Wir haben hier gelernt, daß es eine ernste Sache ist mit der Religion, daß Gott und unser Gewissen zusammengehören und daß ich, der Einzelne, meinem Gewissen folgen muß selbst gegen die ganze Welt. Und wir haben hier Jesus lieb gewonnen und gelernt, in Ehrfurcht zu ihm aufzublicken und bei ihm uns zu orientieren als an einer heiligen Gottesliebe, die mit uns durch das ganze Leben gehen will. Aber einmal kam doch der Augenblick, da es uns unmöglich wurde, weiter im positiven Christentum zu verharren. Dieser Autoritätsglaube, der doch Furcht und Zweifel mit sich bringen muß, die ganze Enge und Angstlichkeit, die damit verbunden ist, das Richten der Ungläubigen, die Scheu vor der Welt, der greisenhafte Pessimismus, mit einem Wort, der enge, harte Glaubensgott und die Furcht vor dem freien Denken — das alles mußten wir abwerfen, aber sollten wir deshalb ins reformerische Lager übergehen? Wir hatten nie den Eindruck von

überlegenen religiösen Kräften auf dieser Seite. Und genau entsprechend wird es manchen Reformern ergangen sein. Ich denke mir einen Reformer, der ebenfalls mit aufrichtiger Dankbarkeit an das zurückdenkt, was ihm das freisinnige Christentum für sein ganzes Leben gegeben hat. Hier lernte er den weisen, gerechten und gütigen Gott kennen, der unser Vater ist, und das ist das Beste; er wuchs auf in voller Natürlichkeit und Freude der Welt gegenüber und in Freiheit und Freude wissenschaftlichen Denkens. Aber dann kam einmal der Punkt, wo er auch das Ungenüge dieser Religiosität empfand. Er hatte die Wissenschaft angebetet und rühmte sich, in seinem Glauben mit der Wissenschaft im Einklang zu stehen und mußte auf einmal erleben, daß ihn in den schwersten Stunden alle Wissenschaft ganz im Stich läßt und daß ein Glaube, der nur von Wissenschafts Gnaden lebt, in der Not versagt, wenn ihm nicht ganz andere Quellen zufließen. Wissenschaftliches Denken führt uns, je strenger wir uns ihm hingeben, in desto größere Rätsel hinein; der Gott des Naturgesetzes, das ist gerade das Problem des Glaubens, und aus dieser Naturgesetzlichkeit erwächst der Schrei des ernsten Menschen nach Erlösung. Und noch etwas anderes mußte ihn von der Reform entfernen: Heißt denn „ein Christ sein“ einfach: Leben und Leben lassen, das gegebene Natürliche als das Rechte hinnehmen, und an den Weltgeist und Zeitgeist glauben? Im Evangelium Jesu tritt uns doch das Bußwort und der Ruf zum Anderswerden zu vorderst entgegen, da werden wir in einen großen Kampf mit seinem Entweder—Oder hineingerissen, da werden nicht optimistisch Welt und Diesseits verklärt, sondern tiefe sittliche Gegensätze stoßen auf einander, Forderungen werden gestellt und der Sehnsucht ein großes Ziel gegeben. Aber wird nun der, dem die Forderung des Evangeliums wie eine neue Offenbarung aufgeht, und in dem die Sehnsucht nach einem höheren Leben und einer neuen Welt erwacht, deshalb sich der positiven Partei anschließen wollen? Da stößt ihn ja sogleich wieder der unfreie Mußglaube, die Scheu vor der Wissenschaft, der Konservatismus ab.

Wir haben es vor einigen Jahren erlebt, als Ragaz im Münster sich eine Gemeinde aus der ganzen Stadt und aus allen Parteien gewann, wie groß die Unzufriedenheit mit dem von den Parteien Gebotenen und die Sehnsucht nach einem parteilosen Evangelium ist. Seine Zuhörer kamen von rechts wie von links, aber sie vergaßen bei ihm die Parteien vollständig, sie fühlten sich innerlich verbunden zu einer wirklichen religiösen Gemeinschaft. Das lag nicht bloß an der besonderen Art dieses Mannes, wir erleben es auch sonst in Basel, daß Viele, daß besonders die heranwachsende Generation den Pfarrern ihr Vertrauen schenkt, bei denen sie am wenigsten an Parteien und Parteiwesen erinnert werden. Was liegt ihnen noch an den Gegensätzen und Kämpfen von vor 30 Jahren!

Das hängt aber wieder zusammen mit der großen Veränderung der ganzen Zeit. Unsere kirchliche Lage ist eine ganz

andere geworden als vor 30 Jahren. Die Freiheit, für die die Reformer gekämpft haben, ist ihnen und ist jeder kirchlichen Richtung im vollen Maß zu teil geworden. Kein Pfarrer ist bei uns mehr an ein altes Bekenntnis gebunden, jeder darf freimütig das verkünden auf der Kanzel und unter der Kanzel, was ihn sein Gewissen und sein Takt verkünden heißt. Wir erfreuen uns in Basel einer Kirchenverfassung, um die uns die Liberalen Deutschlands beneiden, und der sie verfaßt hat, war erst noch ein Positiver, ein Beweis, wie wenig von dieser Seite für die Freiheit des kirchlichen Lebens zu fürchten ist. Wir sind mit einem Worte so frei in unserer Kirche, daß sich für die Freiheit zu ereifern bei uns keinen Sinn mehr hat. Wirkt es nicht auf die Länge komisch, wenn eine Partei im Frieden, da niemand ihr das Existenzrecht bestreitet, krampfhaft die Kampfposition festzuhalten sucht und sich an Kampfesworten immer neu berauschen muß?

Unsere theologische Lage ist eine andere geworden. Die Parteitheologen werden immer seltener, Führer der modernen Bibelforschung wie Wellhausen, Duhm, Harnack lassen sich schlechterdings in keine Parteischablone einreihen. Kein Mensch, der Professor Duhm näher kennt, wird ihn im Ernst einen Positiven oder einen Reformer heißen, er ist das eine genau so wenig als das andere. Professor Herrmann in Marburg arbeitet mit ganzer Kraft an der Ueberwindung des Parteigegensatzes und ebenso Professor Raggaz in Zürich. Zum Teil hängt das damit zusammen, daß echte freie Wissenschaft überhaupt von keiner Partei gepachtet werden kann. Es gibt im strengen Sinn weder eine positive noch eine freisinnige Wissenschaft, es gibt natürlich Forscher, welche vor der Tradition einen größeren Respekt zeigen, und Forscher, welche von vornherein das Gegenteil der Ueberlieferung anzunehmen geneigt sind, aber Wissenschaft treiben beide nur soweit, als sie eben wahrheitsoffen forschen, den Tatsachen ihr Recht geben und plausible Erklärungen der Schwierigkeiten bringen können. Dann aber hat gerade in der Religionsforschung eine Wandlung stattgefunden. Noch die theologische Forschung Biedermanns war auf die Herausarbeitung klarer reiner Begriffe gerichtet; der beste Theologe war hier der, welcher von den religiösen Vorstellungen alles Menschliche und sinnlich Verworbene am reinsten abzustreifen wußte. Die gegenwärtige Religionsforschung widmet ihre Hauptaufmerksamkeit gar nicht dem religiösen Denken, das ihr bereits abgeleitet und sekundär erscheint, sondern dem religiösen Leben und Erleben. Damit fällt der ganze Aufklärungsdunkel hin, man gewöhnt sich, religiöses Leben in ganzem Ernst und voller Tiefe vielfach bei kindlichen und wissenschaftlich überholten Vorstellungen zu entdecken. Nicht als schließen sich religiöses Erleben und religiöses Denken überhaupt aus, aber sie sind sehr verschiedene Dinge, und die Stärke der Religion eines Menschen ruht zweifellos nicht auf der Klarheit seiner religiösen Gedanken, sondern auf der Echtheit und Tiefe seines Gotteserlebnisses, selbst wenn er davon nur stammeln könnte. Von hier aus

ist dann Jesus Christus der Religionsforschung wieder auf neue Weise gewaltig und wunderbar geworden. Man sieht das Wunderbare an ihm aber nicht da, wo es die Positiven verehren und die Reformer bestreiten. Das Wunderbare ist einfach sein Leben mit Gott und den Brüdern, wie er zu seinem Gott betet, vertraut, hofft, ringt mit ihm und sich beugt vor ihm, und wie er die Menschen, die Verlorenen und Verachtetsten am meisten zu sich zieht. Das hat die, welche unter seinem Eindruck standen, so gewaltig ergriffen, daß sie an die Liebe Gottes glauben lernten und in der Gewißheit dieser Gottesliebe durch das Leben gingen. Das sind aber Dinge, die uns keine Wissenschaft erklären kann, einfacher als alle Theologie und doch lauter Geheimnis und Wunder. Und wer sich davon ergreifen und zu Gott führen läßt, der hat das Recht, von einer wunderbaren Gottesoffenbarung zu reden. Von hier aus wird dann auch das religiöse Denken auf andere Wege als die der alten Aufklärung geführt. Man hat zuletzt bei dieser neuen Forschung für die alten Schlagworte freisinnig und positiv gar kein Verständnis mehr, man begreift gar nicht mehr, wie ein Mensch sich darum bemühen kann, da es sich um so etwas völlig anderes handelt. Und daraus erklärt sich die Tatsache, daß unter den jüngeren Theologen des letzten Jahrzehnts immer weniger imstande sind, sich den Parteinamen noch gefallen zu lassen, sie waren während ihres wissenschaftlichen Studiums weder positiv noch Reformer und werden es auch nachher nicht mit einem Mal. Während hier bei uns in Basel jede erledigte Pfarrstelle mit einem Pfarrer gleicher Partei wieder besetzt werden muß, lassen sich unter den jüngeren Theologen, die in demselben Basel studiert haben, wohl mindestens 60 Prozent draußen in der Schweiz nicht mehr in die Parteien einrangieren, weil gerade ihr wissenschaftliches Studium sie aus der Parteienge herausgerissen hat.

Endlich aber ist unsrere ganze geistige und kulturelle Lage eine andere geworden. Die Reform ist bei uns eingefehrt in der Zeit der größten Kulturbregeisterung, des reinsten Optimismus und der ausgesprochensten Diesseitigkeit. Man hat damals von den großen technischen Errungenschaften und politischen Umwälzungen den Himmel auf Erden erwartet. Aber die folgende Zeit hat nicht Wort gehalten. Es hat sich ergeben, daß eben diese moderne Kultur ihre Träger am allermeisten hinderte, freie selbständige Menschen zu sein und ihres Gottes froh zu werden. Für diese Tatsache braucht man nicht nur auf die Arbeiterschaft hinzuweisen, die von dem ganzen Kulturfortschritt zunächst überhaupt nur die grausige, mörderische Seite zu spüren bekam, die von ihr völlig erdrückt und erwürgt worden ist, sondern gerade die Besitzenden, die mit dieser neuen Kultur in die Höhe gestiegen sind, sind ihrer nicht froh geworden, ja man hat vielleicht selten in der Menschheitsgeschichte so wenig echte persönliche Freiheit und Freude gesehen als in den letzten Jahrzehnten. Der ganze gepriesene Fortschritt der Kultur, an der auch die Reform sich einmal

berauscht hat und die sie ohne weiteres mit dem Christentum versöhnen wollte, hat uns eine grenzenlose Verrohung und Verflachung gebracht. Und nun kamen die großen Protestbewegungen und Revolutionen, welche die Sache von der andern Seite beleuchteten, es kam die große pessimistische Bewegung von Schopenhauer's Nachwirkung bis zu Ibsen und Tolstoi mit ihrem Ekel an Welt, Kultur und Menschheit, es kam der Fluch Niesches auf unser Kulturphilisterium und seine Sehnsucht nach neuen persönlichen Werten und starken, freien Menschen, es kam endlich der revolutionäre Sozialismus, der gleichfalls die ganze bestehende Gesellschaftsordnung verdammt und eine neue Menschheit und menschliche Gesellschaftsordnung ersehnt, eine Gesellschaft, die nicht auf der Konkurrenz, dem Profitmachen und dem Kampf aller gegen Alle ruht, sondern auf Solidarität, Brudergemeinschaft und dem Leben für einander statt gegen einander.

Alles drängt gewaltig auf neue und tiefere Formen des Christentums hin. Es geht nicht an, zu sagen: das alles haben wir längst gesehen und das lösende Wort dafür gefunden. Sondern es muß sich zeigen, ob das alte Evangelium für alle die neuen Fragen und Bedürfnisse wirklich das rechte Wort finden kann. Das Christentum, das wir für unsere Zeit brauchen, muß durch den Pessimismus hindurchgegangen sein und ihn verstehen, es muß selbst erlebt haben, warum ein ernster Mensch an unserer Kultur den Ekel bekommen kann statt sie zu vergöttlichen und verklären. Es wird freilich den Pessimismus viel tiefer und erst wahrhaft sittlich fassen müssen, denn unsere tiefste Not ist nicht, daß wir vor tausend Gütern sitzen und doch nicht satt werden, sondern daß wir selber innerlich von der Gier nach dem Vergänglichen gebunden sind und darum nicht zu wahrer Freiheit und Freude aufsteigen können. Erst wenn ein Mensch sich selbst ganz erkennt, weiß er, wovor ihm am meisten grauen muß. Das Christentum für unsere Zeit muß die Sehnsucht Niesches nach starken freien Menschen verstehen und von Grund aus bejahen; es muß selbst zum Entsezen über die Zerrbilder von Menschen kommen, die wir unter uns alltäglich sehen, und es begreifen, daß hier mit ein wenig Moral und Erziehung nichts zu ändern ist. Es wird freilich Niesches Sehnsucht erst wieder sittlich vertiefen müssen, es wird die wahre Größe und Kraft nicht im Kultus der eigenen Persönlichkeit erblicken, sondern gerade im Frei-Werden vom Ich und in der resoluten Hingabe für Gott und die Brüder, und es wird einsehen, daß der Weg zu dieser höchsten Stärke und Freiheit durch den Gottesglauben und Gottesdienst hindurchführt. Vor allem aber wird das Christentum für unsere Zeit den Sozialismus verstehen und weit hin in sich aufnehmen müssen. Es muß die große Rückständigkeit und Verschuldung der christlichen Kirchen anerkennen, ihr verhängnisvolles Bündnis mit den Mächten des Bestehenden, ihre Blindheit für die Not des Proletariats und das Ungenüge der altchristlichen Barmherzigkeits-

übung und es muß vom Sozialismus eine neue Art der Liebe lernen, eine Liebe, die sich wirklich an die Stelle des andern versetzen kann und dem andern alles das geben will, was ich für mich als selbstverständlich beanspruche, eine Liebe, die im Kampf für dieses Ziel so hart und unerbittlich ist, wie die ältere Art der Liebe dem Bestehenden gegenüber weich und schwach war. Erst wenn das Christentum in dieser neuen Art zu lieben erstarkt, wird es auch am Sozialismus abstoßen und überwinden können alles, was an ihm nicht aus dieser Liebe, sondern aus der Selbstsucht stammt.

Für alles das brauchen wir keine neue Religion, wir finden die Richtlinien und Kräfte dazu im alten Evangelium. Dort begegnen wir den tiefsten und modernsten Klängen von der Welt, die im Argen liegt, und vom Elend des Menschen, der sich ausstreckt nach Erlösung, dort ergreift uns die wundersamste Melodie von den freien starken Menschen, den Gottessöhnen, die, frei von jeder äußeren Satzung, dem Trieb des Geistes in ihrem Herzen folgen und Herren sind über die ganze Welt, von dorther grüßt uns nicht nur das herrlichste, weil schlichteste Lied von der Liebe, sondern wir finden dort die dienende, helfende Liebe Person geworden und siegreich im Unterliegen und aus ihrem Impuls heraus die Gründung einer Bruderschaft, in der es weder Herr noch Sklave, weder Mann noch Weib gab, sondern alle eins waren in Christus. Und dort treffen wir etwas, was wir als allen unsern modernen Zeitströmungen überlegen empfinden: eine wetterfeste Grundlage im Gottvertrauen und im Geborgensein in Gott, bei aller begeisterten Sehnsucht eine Nüchternheit und Aufrichtigkeit, die uns zeigt, daß diese Religion in der Wahrheit steht, und eine Geduld und Ausdauer gegenüber allen Enttäuschungen wie allen Augenblicksschwärmereien, alle diese elementaren einfachen Dinge, auf die es ankommt, wenn eine Bewegung bestehen soll. Verglichen mit diesem alten Evangelium kommt uns vieles an den modernen Strömungen dann verzerrt und krankhaft überreizt vor, wie denn ja jede Bewegung ins Verzerrte und Kranke verfallen muß, die es ohne die allein feste und dauernde Grundlage, ohne Gott, machen will.

Aber dies einfache Evangelium ist für uns zugleich etwas anderes, Tieferes und Größeres, als das, was unsere beiden historischen Parteien uns bieten. Im Evangelium Jesu finden wir nicht den engen, harten Gott des positiven Autoritäts- und Mußglaubens, den Gott, der die Menschen in die ewige Hölle verdammt, wenn sie seinem Sohn Jesus nicht den rechten dogmatischen Titel geben, und nicht an seine Wunder glauben, sondern den Gott der großen weiten Liebe, dem zu dienen wahre Freiheit und Freude ist. Im Evangelium Jesu finden wir aber auch nicht den Aufklärungs- und Kulturgott, der alles Gegebene und Natürliche erklärt im Sinn eines himmelblauen Optimismus, sondern den Gott, der uns und die Welt erneuern will, der seine gewaltige Forderung an uns stellt und uns durch seine Forderung zur wahren Sehnsucht und zum Verständnis seiner

wunderbaren Liebe führt. Das Evangelium Jesu ist über den Gegensatz von Positiv und Reformerisch hinaus, es sprengt alle diese Schlagworte der Parteien, es ist viel einfacher als die positive Dogmatik und viel tiefer und wunderbarer als die Reformdogmatik, es ist überhaupt nicht Lehre und Weltanschauung in erster Linie, sondern Leben und Kraft, persönlicher Ernst und persönliche Liebe. Am allerwenigsten aber hat es mit Parteiwesen und Parteimachenschaften zu tun, mit Parteikonkurrenz und Parteiselbstsucht. Es kann einer nicht ein Parteimann im wahren Sinn dieses Wortes und zugleich ein freies Kind Gottes sein, das die Sache Gottes allein sucht und sich mit allen verbunden wissen muß, denen es mit Gottes Sache Ernst ist. Nicht als sollte es nun mit einem Schlag einerlei Christentum unter uns geben. Richtungsverschiedenheiten wird es geben müssen, solange das Christentum besteht. Es wird immer ein mehr konservatives und ein mehr modernes Christentum neben einander auf dem Platz sein, man wird nie alle ernsten Christen unter einen Hut bringen können oder auch nur wollen, im Gegenteil, je reicher und je selbstständiger das evangelische Leben in den einzelnen Christen sein wird, desto mehr werden sie in vielem auseinander gehen, desto bunter wird die Mannigfaltigkeit. Aber darnach müssen wir streben, daß uns Gott und seine Sache wirklich in den Vordergrund tritt und wir uns mit allen denen verbunden wissen, denen es um diese Hauptache Ernst ist, ganz einerlei ob sie etwas mehr konservativ oder etwas mehr modern denken und sich ausdrücken. So meinen wir auch heute nicht, daß nun die alten Parteien mit einemmal verschwinden müßten, wohl aber daß sie nicht mehr Hauptache seien, daß das, was uns trennt, zurücktreten soll hinter dem, was uns verbindet, und daß die Christen in den Parteien aufhören, ihren Parteien mehr Furcht und Pietät zu erweisen als dem Gott, der sich ganz sicher nicht um jene kümmert und uns nun einmal zu freien Kindern und nicht Parteimenschen haben will.

Daraus ergibt sich, was für uns gegenwärtig angesichts der kirchlichen Wahlen Pflicht ist. Es sind an Einzelne von uns Einladungen von der positiven und der Reformpartei ergangen, wir sollten unsren Namen auf ihre Liste setzen lassen. Wir wollen diese Einladungen nicht als Manöver einer klugen Politik ansehen, sondern als Zeichen erfreulicher Weitherzigkeit und danken dafür. Aber annehmen können wir sie nicht. Wir würden uns dadurch von neuem an Parteien binden, die wir für überlebt halten, wir würden helfen, den Parteigegensatz zu festigen, den wir überwinden möchten, wir würden auch den jungen jetzt parteifreien Theologen ein sehr schlechtes Beispiel geben, indem wir ihnen damit sagen würden: wir haben uns einruhriżieren lassen, ihr müßt es eben auch tun, wollt ihr in Basel Pfarrer sein. Auf diesem Weg kommen wir keinen Schritt vorwärts.

Nein, wollen wir daran arbeiten, daß unsre Kirche allmählich dem Parteigegensatz entwächst, so dürfen wir uns nicht selbst wieder auf die Liste einer Partei setzen lassen, zu der wir innerlich und von

Herzen nicht mehr gehören, sondern müssen unabhängig vorgehen. Zwei Möglichkeiten bieten sich uns dafür. Entweder wir bedienen uns der sog. freien Liste, wir schreiben darauf Männer aller Richtungen ohne Parteirücksicht, Männer, die uns weitsichtige und ernste Vertreter scheinen. Kein Mensch könnte uns dann selbst als parteiisch schelten, allein wir brächten auch keinen einzigen in die Synode hinein, dessen Name nicht schon auf einer Parteiliste stünde; wir würden bloß einzelne Parteikandidaten sicherer hineinbringen helfen. Oder wir stellen selber eine Liste unabhängiger kirchlicher Wähler auf, wenigstens für einzelne Kirchgemeinden, und versuchen, soviel Stimmen für sie aufzubringen, daß der eine oder andere nach der Verhältniswahl in die Synode kommt. Das ist der einzige Weg, auf dem wir Unabhängige in die Vertretung hineinzubringen hoffen können, freilich ein Weg, der uns sofort dem Vorwurf, selber eine neue Partei zu sein, aussetzt wird. Aber wir dürfen uns durch diesen Vorwurf nicht abschrecken lassen. Die Leute, die nun einmal selber alles nur durch ihre Parteibrillen anzusehen gewohnt sind, werden uns parteimäßig rubrizieren, einerlei ob mit oder ohne Grund. Es ist ja lediglich der Proporz, der uns diesmal nötigt, selber ausschließlich Leute auf unsere Liste zu setzen, die sich von den alten Parteien nicht wählen lassen. Wir arbeiten aber selbstverständlich darauf hin, daß sich alle ernsten Christen von rechts und links mit uns zu gemeinsamer Arbeit auf das gemeinsame Ziel hin zusammenfinden, ein Ziel so einfach und so groß, daß man darüber die Parteien vollständig vergessen kann.

Unsere Hoffnung auf Erfolg unsres Vorgehens ist freilich nicht groß, ja wenn es auf den greifbaren nächsten Erfolg ankäme, würde ich lieber auf diesen Versuch verzichten. Wir sind eine verschwindende Minorität und unsre Sache ist in Basel noch wenig bekannt, man weiß im Ganzen noch von nichts als von den alten Traditionen und Parteien. Was uns dennoch zu diesem Versuch treibt, ist nicht nur die Pflicht der Wahrhaftigkeit, sich nach außen nicht mehr anders zu geben, als wir wirklich sind, sondern vor allem daß Vertrauen, daß die Sache, die wir vertreten, doch die Sache Gottes ist, und daß ihr darum die Zukunft gehören muß. Wir sagen das ohne alle Überhebung, wir glauben, es sei selbstverständlich Gottes Sache, daß alle, denen er und sein Reich voransteht, sich zusammenfinden und aus allem Trennenden heraus zur Gemeinschaft kommen müssen. An diese Sache Gottes und ihren sicheren Fortgang in Basel glauben wir, ganz einerlei, ob wir jetzt, oder bald, oder erst in ferner Zeit sie vorwärts marschieren sehen. Wir hoffen nicht für uns, aber für unsern Gott.

P. Wernle.